

Semnonenhain

Diana Schlößin

Leseprobe



Copyright © 2017 Diana Schlößin

All rights reserved.

ISBN: 978-3-947062-00-3

Schönschrift Verlag, Eberswalde, Diana Schlößin,
Carl-von-Ossietzky-Straße 18, 16225 Eberswalde,
www.schoenschrift-verlag.de

Print on demand: create space, USA

Cover: Yvonne Less, Art 4 Artists,

www.art4artists.com.au

Coverhintergrund: athies-stock.deviantart.com

Foto Götterstein: Jan Schlößin

Lektorat: Katharina Menzel

Das Werk einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikationen der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über: <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für meinen geliebten Freund und Ehemann

„Zu Samhain wird,
was du ersehnt,
am Götterstein sich finden,
ob Nerthus Segen,
ob Hels Fluch,
Nornen dich daran binden.“

Marada 11 v. Chr.

Wie Feuer fraß sich sein Schlag von ihrer Wange durch ihre Zellen, brannte sich förmlich in ihr Gehirn. Für einen Moment lähmte sie die Fassungslosigkeit. Dann atmete sie geräuschvoll ein und zischte: „Wie konntest du!“

Er lachte höhnisch.

Sie taumelte zurück. Dass er es nicht bedauerte, riss ihr das Herz entzwei. Der Mann, den sie liebte, dem sie vertraut hatte, verachtete sie. Sie schüttelte sich, um einen klaren Kopf zu bekommen.

„Reiß dich zusammen, verliebte Kuh!“, schalt sie sich eindringlich. „Mit Schlägen kennst du sich schließlich aus. Handle!“

Als er sich abwandte, um erneut auszuholen, machte sie auf dem Absatz kehrt, floh ins Schlafzimmer, schmiss die Tür hinter sich zu und hatte abgeschlossen, ehe er begriff, was geschah. Dass er vor Zorn raste, wurde ihr mit jedem seiner wütenden Schläge, mit denen er die Tür malträtierte, klarer. Ihre morbide Faszination legte sich schlagartig, als das Holz knackte. Sie zog ihren Rucksack aus der hintersten Schrankecke hervor.

Diesmal war sie vorbereitet. Sie warf sich ihr graues Wollcape über, zog ihre grünen Loints an

und öffnete das Fenster. Das Schlafzimmer lag im ersten Stock und als Kinder waren sie und ihr Bruder immer aus Jux hinausgesprungen. Doch als sie jetzt nach unten blickte, kam es ihr ziemlich hoch vor. Sie kletterte zögerlich auf das Fensterbrett. „Los, Angsthase, spring!“, versuchte sie sich zu ermutigen. Deutlich nachdrücklicher überzeugten sie die Geräusche der quietschenden Angeln hinter ihr. Sie fiel auf weichen Rasen und rannte auf die Straße. Kurzentschlossen wandte sie sich nach rechts.

Dort würde sie den größten Vorsprung haben. Am Rohrpfehl, so hieß die Straße, mündete sie in einer Sackgasse. In dem Moment, als sie an der Straßenabspernung vorbei auf die Freienwalder Straße lief, zersplitterte die Holztür. Sie bog nach rechts ab und rannte so schnell sie konnte in Richtung Stadtzentrum. Flüchtig bemerkte sie Kerzen in einigen Fenstern. Leises Bedauern durchfuhr sie, weil sie für ihre Verstorbenen dieses Mal keine würde aufstellen können.

„Emma!“, sein wütendes Gebell durchschnitt die kühle Luft. In seinem Schrei lag der Schwur, dass er nicht aufgeben würde, bevor er sie zu fassen bekam. Eisig rieselte ihr die Vorahnung den Rücken hinab. Sie sprintete los. Sie betete stumm: „Bitte mach, dass er das Auto nimmt!“ Sie wusste, dass sie so eine bessere Chance hätte.

Sie war gerade auf Höhe der Gersdorfer Straße, als der Motor seines BMW X aufjaulte. Sie wusste, dass er in diesem Zustand zu allem fähig war. Sie versuchte, noch schneller zu rennen. Sie hatte mehr als die Hälfte der Strecke zurückgelegt. Ihre Bronchien brannten und sie bekam Seitenstechen. Beim Anfahren quietschten die Reifen so laut, dass sie erschrocken zuckte. Erst jetzt bemerkte sie, dass keine Menschenseele unterwegs war. Dröhnend entfernte sich der BMW.

Er musste außen entlang fahren. Doch so wie es klang, hatte er mindestens hundert Stundenkilometer drauf, er würde so bald vorn an der Freienwalder Straße ankommen. Sie begann tonlos zu beten: „Gott, bitte hilf mir. Lass mich entkommen.“

Als sie hochschaute, sah sie die Tankstelle. Der alte Friedhof begann direkt dahinter. Das würde er nicht wissen. In ihrer Kindheit war sie oft auf dem Friedhof herumgestrichen. Meist allein. Nur einmal mit anderen Kindern. Sie waren in eine verwitterte Gruft gestiegen. Sie lief über die Straße und bog links in den Sandweg ab.

Da hörte sie den BMW hinter sich näher kommen. Ihr wurde schlecht. Sie musste jetzt bergauf laufen. Aber sie konnte nur noch gehen, weil Panik ihr die Luft abschnürte. Sie lief zwischen die Bäume und versuchte krampfhaft, das alte Gitter-

tor zu finden. Er raste über die Kreuzung direkt auf sie zu. Sie entdeckte etwas Massiveres im Maschendrahtzaun. Das musste das Tor sein. Sie sah im Augenwinkel, dass der BMW fast auf ihrer Höhe war. Sie musste sich mit aller Kraft gegen das Tor stemmen, um es aufzudrücken. Anschließend begann sie wieder zu rennen. Sie bog wild mal hierhin, mal dorthin ab. Er knallte die Autotür zu, dass die Scheiben klirrten. Sie raste panisch weiter. Der moosige Boden schluckte seine Schritte.

Sie lauschte verzweifelt, als sie um die nächste Ecke bog. Er stand drohend vor ihr, seine kalten Augen verengt. Sie drehte sich ruckartig um, doch ehe sie fliehen konnte, hatte er sie an ihrem langen Zopf gepackt. Da geschah alles gleichzeitig. Er zog sie hart zurück. Sie wimmerte, griff sich an die Schläfen. Er machte einen Schritt auf sie zu und wickelte ihren Zopf um seine rechte Hand und zwang sie auf den Boden.

Ihre Knie sanken in das weiche Moos. Dabei sah sie den Revolver seines Großvaters in seiner Linken aufblitzen. Sie hatte die goldenen Intarsien auf dem dunklen Griff immer bewundert. Die Waffe verschwand aus ihrem Sichtfeld. Das eisige Metall des Laufs an ihrer Schläfe ließ sie frösteln. Ergeben schloss sie die Augen und schwanke doch unter der Todesahnung. Sie hörte ihren Henker keu-

chen, als er sich durchrang, es hier und jetzt zu beenden.

Sie streckte Halt suchend ihren rechten Arm nach dem nächsten Grabstein aus. Ihr Kopf sumgte, als befände sich ein Hornissennest darin. Kaum berührten ihre Finger den kühlen rauen Stein, explodierte ein rotes Feuerwerk in ihrem Kopf. Getroffen sank Emma zu Boden, das Cape schwebte im Fallen. Es wurde dunkel und still um sie.

Au.“, ich wimmerte, als meine Schulter hart auf dem Boden auftraf. Um mich drehte sich alles. Ich hörte, dass jemand weich neben mir landete. Warum war ich nicht tot? Jemand sprach mit mir. Ich versuchte mich zu konzentrieren.

Doch mein Kopf schmerzte so stark, dass ich nur die weiche Sprachmelodie erfasste. Es war die Stimme eines Mannes. Aber ganz sicher war es nicht Peter. Erleichtert atmete ich aus. Der Mann beugte sich zu mir hinab und drehte mich vorsichtig zu sich herum.

Dann sog er scharf die Luft ein. Ich musste furchtbar aussehen. Er verharrte.

„Liuba?“

Ich hatte keine Ahnung, was das heißen sollte. Aber ich hörte, wie seine Stimme in der Frage brach. Gern wollte ich ihn trösten. Ich wollte meine Augen öffnen. Doch es ging nicht. Stattdessen stach es in meinen Schläfen. Ich stöhnte.

„Ek afbringu thik hinana.“ Er schob seine Hand langsam in meinen Nacken und hob meinen Kopf an, um seinen rechten Arm unter meinen Hals legen zu können.

Mit seinem anderen Arm fuhr er unter meine Knie. Er hob mich ein Stück hoch und ging

gebeugt mit kleinen Schritten rückwärts. Zumindest vermute ich, dass er gebeugt ging, weil ich ihn, außer an seinen Armen, nicht berührte. Er hielt wieder an, legte mich ab. Ich hörte etwas zu Boden gleiten. Er hob es auf. Etwas Warmes berührte mich weich an der Stirn.

Dann schnaubte ein Pferd leise. „Ja, siu ist wund, Donar.“ sagte er.

Er hockte sich neben mich und nahm mich vorsichtig auf seine Arme. Diesmal richtete er sich ganz auf. Meine Wange schmiegte sich an seine Brust. Er roch nach Tannennadeln und Holzfeuer. Dann setzte er sich in Bewegung. Es ging noch höher. Bevor ich wusste, was er tat, spürte ich das unwillige Tänzeln eines Pferdes unter mir. Ich begann hektisch zu atmen. Ich hatte eine Heidenangst vor Pferden.

„Rowa, Liuba, rowa“, flüsterte er sanft in mein Haar.

Er schob mich so zwischen seine Schenkel auf das Pferd, dass mein Gesicht an seinem Hals lag. Sein Blut pulsierte ruhig an meiner Stirn. Seinen rechten Arm schlang er schützend um mich. Er beugte sich nach vorn und ergriff etwas mit der Linken. Bestimmt die Zügel, dachte ich gerade, als er schon leise mit der Zunge schnalzte und das Pferd langsam lostrottete. Das gleichmäßige Schaukeln wiegte mich in den Schlaf. Nur ab und

an hörte ich ihn „Liuba mina, Liuba mina“ murmeln. Es klang so verzweifelt, dass sich mein Herz zusammenzog, wann immer seine Worte zu mir durchdrangen.

So ritt er mit mir durch die Nacht. Ich hatte inzwischen jedes Zeitgefühl verloren. Der Weg schien endlos zu sein. Irgendwann hörte ich nichts mehr.

Als ich meine Augen das nächste Mal aufschlug, lag ich in einem dämmrigen großen Raum. Es roch nach Stall und verbranntem Holz. Auf mir lag eine schwere, graue Pelzdecke. Mein Kopf hämmerte leise. Ein kleines Mädchen mit hellblonden Zöpfen spielte leise mit Holzmurmeln. Ich beobachtete sie eine Weile. Sie blickte auf und sah mir mit ihren hellblau leuchtenden Augen in meine Seele. Ich sah, dass sie sich an etwas erinnerte.

Dann sprang sie auf und ließ mich in dem großen Raum allein. Die Decke wurde von zwölf Balken getragen. Im Zentrum, von Feldsteinen eingefasst, brannte ein heimeliges Feuer. Dadurch erschien alles in einem angenehmen Orange. Tageslicht fiel nur durch zwei dreieckige Aussparungen in den Giebeln. Die Wände waren aus Lehm. Ich blickte mich neugierig um. Von meinem Lager abgesehen, gab es noch zwei weitere links von mir. Beide waren mit Tierfellen bedeckt. In einer Ecke stand ein Dreibein, an dem ein rußiger

Metallkessel hing, daneben ein Regal mit Geschirr. Wo war ich hier nur hingeraten? Ich rieb mir ungläubig die Augen.

Ich hörte, wie das Mädchen aufgeregt rief: „Fadar, fadar, waknod.“

Es klang nicht Deutsch. Jedenfalls nicht richtig. Irgendwie war die Melodie verschoben und die Betonung. Aber auch die Worte.

Dennoch war ich mir sicher, dass ich diese Worte schon einmal gehört hatte. Mir fiel ein, wie der Dozent sie mit uns besprochen hatte. Aber das war unmöglich. Wenn ich recht hatte, dann sprachen sie Westgermanisch. Das aufsteigende Unbehagen lief mir frostig über die Arme und hinterließ eine Gänsehaut. Ich schüttelte unwillig meinen Kopf.

Der vorher dumpfe Schmerz begann heftig zu pochen.

Das Mädchen und ein Mann betraten das Haus. Er musste sich bücken, um durch die niedrige Tür zu schreiten. Als er sich erhob, spielten Lachfältchen um seine Augen und er trat näher. Wenn das noch dasselbe bedeutete, wie in meiner Zeit, drohte mir zumindest keine Gefahr.

„Hailatju thik, wib!“, grüßte er mich.

Die Begrüßung dürfte ich hinbekommen. Ich dachte kurz darüber nach und antwortete dann: „Hailatju thik, man!“ Er schaute mich merkwürdig

an. Ich war mir ziemlich sicher, dass ich das richtig gesagt hatte. Das konnte ja heiter werden. Mein Mund wurde trocken. Ich leckte über meine Lippen und merkte, dass sie aufgesprungen waren: „Thurstus“, brachte ich mühsam hervor. Ich hoffte, dass ich diesmal das richtige Wort gefunden hatte. Der Mann drehte sich von mir weg und goss etwas aus einem Krug in einen Becher.

Anschließend hielt er ihn mir hin. Ich ließ erleichtert meine Schultern sinken, richtete mich mühsam auf und nahm den Becher in beide Hände. Misstrauisch schnupperte ich daran. Ich meinte mich zu erinnern, dass die Germanen Gerstenbier tranken. Doch mir stieg der herbe Geruch von Kräutertee in die Nase. Ich nippte vorsichtig daran. Er war warm und schmeckte nach Fenchel, Melisse und Johanniskraut. Offenbar wollte da jemand meine Stimmung verbessern und mir helfen, mich zu entspannen. Ich trank zügig den Becher leer.

Dann sah ich den Mann wieder an. Er beobachtete mich aufmerksam.

„Mathu anastandan?“, fragte er.

Ich gewöhnte mich an den Singsang. Er wollte, dass ich versuchte aufzustehen. Langsam schob ich die Decke von mir weg und hängte meine Beine über die Kante. So weit, so gut. Sacht richtete ich mich auf. Mir wurde schummerig. Ich

schloss meine Augen. Da machte er einen Schritt auf mich zu, fasste meinen Arm und stützte mich. Ich holte tief Luft. Dann öffnete ich meine Augen und sah seine besorgte Mine direkt vor mir. Seine Augen blickten eindringlich in meine. Das Blau war so hell wie der Sommerhimmel, nur ein dunkler Kreis umschloss seine Iris.

Als unsere Blicke sich trafen, zischte er erschrocken und wich vor mir zurück. Er wandte sich an das Mädchen: „Wari that wib“, er machte auf dem Absatz kehrt und wollte gerade das Haus verlassen, als eine alte Frau auf der Schwelle erschien. „Hail Egmont“, sprach sie ihn an. „Hail Marada“

„Ist dein Gast wohlauf?“

„Es hat den Anschein“, er rieb sich abwesend über die Stirn.

Ich musste mich sehr anstrengen, aber ich konnte sie verstehen. Da mir wieder schlecht wurde, ließ ich mich auf das Lager plumpsen. Das lag vermutlich an der Erkenntnis, dass ich sehr weit weg von zu Hause war. Ich hatte einen Schock. Ich tat, was man bei einem Schock tut. Ich legte mich auf den Rücken und hielt meine Beine in die Luft. Das Blut strömte aus meinen Beinen, was ich dankbar registrierte. Ich hatte schon von Zeitreisen gelesen, aber sie als bloße Spinnerei abgetan und jetzt schien ich mittendrin zu stecken. Ich schüttelte ungläubig meinen Kopf.

Dabei erhaschte ich einen Blick auf die anderen. Marada, Egmont und das Mädchen starrten mich mit großen Augen an. Offenbar hatten sie so etwas noch nicht zu Gesicht bekommen. Ich ließ meine Beine sinken.

Marada löste sich als Erste aus ihrer Starre. Sie kam auf mich zu und sprach mich an: „Hailatju thik, Liebes. Fühlst du dich besser?“

Tja, also verstehen konnte ich sie, aber zu antworten war eine eher langwierige Aufgabe. Ich wünschte, ich hätte besser aufgepasst.

Da mir keine passenden Worte in den Sinn kamen, nickte ich lächelnd und hoffte, dass das noch das gleiche bedeutete, wie in meiner Zeit.

„Gut.“ Marada tätschelte meine Hand. Egmont trat zu Marada. Ich musterte ihn interessiert. Sein Haar hatte er zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Er war eher sehnig als muskulös und seine wachen Augen musterten mich. Irgendetwas schien ihm an mir zu missfallen. Ich blickte an mir herunter. Ich trug meine rote Leinentunika und die braune Hose. Meine Füße waren nackt. Damit unterschied ich mich gar nicht so sehr von ihm. Er trug ebenfalls eine Tunika und eine eng anliegende Hose. Über seine linke Schulter hatte er ein großes braunes Wolltuch geworfen und es auf der rechten Schulter mit einer silbernen Fibel geschlossen.

Ob es an der roten Farbe meiner Tunika lag? Vielleicht kanten sie kein weinrot. Ich sah Marada an. Sie trug ein braunes Wollkleid. Trugen Frauen hier etwa keine Hosen? Mist. Auch in meinen Rucksack hatte ich keine Röcke oder Kleider gepackt. Ich konnte ja auch nicht ahnen, dass ich an einen Ort reisen würde, der so rückschrittlich war. Ich sah mich suchend in dem Raum um. Der Rucksack stand neben dem Kopfende meines Lagers. Ich wusste nicht, ob mir der Inhalt hier etwas nützen würde, aber ich war froh ihn zu sehen. Das gab mir das Gefühl, dass ich nicht völlig verrückt war und mir meine Vergangenheit nir einbildete.

„Marada, wir müssen uns unterhalten“, sagte Egmont bestimmt.

„Und das werden wir. Doch jetzt kümmern wir uns erst einmal um unseren Gast.“ Marada lächelte mich freundlich an. Egmont biss knirschend seine Zähne aufeinander. Dann fluchte er leise und stürmte ohne ein weiteres Wort aus dem Haus.

Marada sah mir meine Besorgnis an und beschwichtigte mich: „Mach dir keine Sorgen. Er ist nur etwas aufgebracht. Der Ratsschluss der Göttin scheint anders ausgefallen zu sein, als er erwartet hatte.“

Ich hatte keinen Schimmer, worüber sie da redete.

Doch Marada hatte anscheinend nicht vor, es weiter auszuführen. Sie seufzte einmal und sah anschließend an mir hinunter. „Hast Du ein Kleid?“

Ich schüttelte bedauernd meinen Kopf.

„Wohlan! So werde ich dir eines borgen müssen.“ Sie sah das Mädchen an. „Gwendolin, bitte geh zu Almudis und lass dir mein dunkelblaues Kleid und zwei silberne Fibeln aus meiner Truhe geben. Kannst du das tun?“

„Ja, Ano“, Gwendolin nickte ernsthaft. Dann flitzte sie aus dem Haus.

Marada betrachtete mich nachdenklich. Sie legte ihren grauhaarigen Kopf schief.

Dann kam sie zu einem Schluss. „Kannst du verstehen, was ich sage?“, ihre faltigen Augen warteten auf ein Zeichen. Ich überlegte, wie ich ihr antworten sollte. Da kam sie mir zuvor. „Lass es uns

doch so halten: Nicke für 'Ja' und schüttle dein Haupt für 'Nein'."

Ich nickte zum Zeichen, dass ich verstanden hatte.

„Gut“, sagte sie zufrieden. „Also kannst du verstehen, was ich sage?“

Ich nickte.

„Aber du sprichst unsere Sprache nicht?“

Ich nickte wieder.

„Kommst du von weit her?“

Was sollte ich darauf sagen? Zeitlich auf jeden Fall. Aber es konnte sein, dass wir bei meinem Haus um die Ecke waren. Ich entschloss mich dazu, trotzdem zu nicken. Dann würde ich später nicht so viel erklären müssen.

Marada überlegte eine Weile, bevor sie die nächste Frage stellte: „Sprichst du Latein?“

Sie wirkte sehr zaghaft. Als würde sie sich darum Sorgen machen. Ich sprach Latein. Aber konnte ich das sagen, ohne in Gefahr zu geraten? Ich überlegte. Ich wollte Marada nicht anlügen. Also zeigte ich es ihr, hielt meine Hand hoch und führte Daumen und Zeigefinger eng zusammen.

Zunächst sah sie mich ratlos an. Aber dann schien ihr zu dämmern, was ich meinte. „Du sprichst nur ein wenig Latein?“

Ich nickte wieder.

„Bist du eine Keltin?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Wenn ich nur wüsste, woher du kommst.“ Sie betrachtete mich noch immer nachdenklich, als Gwendolin hereingeflitzt kam. Sie hatte einen großen Korb dabei, den stellte sie vor Marada ab. Ihr Gesicht glühte vor Eifer.

„Danke, Gwendolin.“ Marada bedachte sie mit einem liebevollen Lächeln. „Du kannst jetzt spielen gehen.“

Gwendolin lief in eine Ecke und holte ihre Murrel wieder heraus. Innerhalb einer Sekunde war sie völlig in ihr Spiel versunken. Mein Herz wurde weich bei ihrem Anblick.

Marada riss mich aus meiner Träumerei: „Komm, wir müssen dich vor dem Essen in der Halle umkleiden.“ Sie beugte sich über den Korb und zog einen langen dunkelblauen Wollschlauch daraus hervor.

„Leg deine Hose ab.“

Ich schüttelte den Kopf. Ich hasste es, keine Hosen zu tragen. Marada überlegte, wie sie damit umgehen sollte, und meinte seufzend: „Vielleicht ist das Kleid lang genug. Sie raffte den Schlauch zusammen. „Strecke deine Arme über den Kopf und beuge dich nach vorn. Du bist ziemlich groß.“

Ich war bestimmt fünfzehn Zentimeter größer als sie. Aber ich hatte gedacht, dass das daran lag, dass sie schon alt war. Ich tat jedenfalls wie mir geheißen und sie schob den Schlauch über mich.

Dann schlug sie das obere Ende dreißig Zentimeter um.

„Halte das doch bitte fest“, forderte sie mich auf.

Während ich das Kleid am oberen Rand hielt, holte sie zwei silberne Fibeln aus dem Korb. Wieder bei mir angelangt, zog sie den Stoff in der Mitte über meiner linken Schulter zusammen und befestigte eine Fibel darin. Das Gleiche wiederholte sie auf der anderen Seite. Dann trat sie einen Schritt zurück und begutachtete mich. Ich wand mich nervös unter ihrem aufmerksamen Blick.

Doch Marada nickte zustimmend und sagte nur: „Jetzt deine Haare.“

Sie ging zu einer Kiste und holte einen hellgelben Hornkamm heraus.

„Setz dich auf das Lager.“

Nachdem ich dort Platz genommen hatte, nahm Marada meinen geflochtenen Zopf in die Hand. Zu spät fiel mir ein, dass ich einen Haargummi darin hatte. Ich blickte über meine Schulter und fing Maradas erstaunten Blick auf. Dann hielt sie mir den Haargummi hin. Als ich ihn entgegennahm, sagte sie: „Den steckst du besser gut weg.“ Dabei sah sie bedeutungsvoll auf das knisternde Feuer.

Ich stand hastig auf und warf ihn hinein. Ich hätte ihn lieber behalten, aber mir war bewusst, dass meine Sicherheit davon abhing, ob ich mich

unauffällig eingliederte. Auch in dieser Zeit konnten sie Schadenszauber und eines solchen verdächtigt zu werden, weil man einen Haargummi besaß, war er dann doch nicht wert. Anders sah es mit den Sachen aus, die ich in meinem Rucksack hatte. Unwillkürlich sah ich in die Richtung, wo er an der Wand lehnte.

Marada räusperte sich und zeigte auf das Lager. Ich setzte mich. Sie kämmte mein Haar aus. Es fiel mir in großen, goldenen Wellen über den Rücken und endete unterhalb meiner Hüften.

Marada trat einen Schritt zurück. Sie schien über etwas nachzudenken. Schließlich fragte sie mich: „Bist du verheiratet?“

Ich schüttelte entsetzt den Kopf. Mit zweiundzwanzig fand ich mich noch viel zu jung, um zu heiraten. Zumindest in meiner Zeit war das eher die Ausnahme.

„Dann lassen wir dein Haar offen.“

„Danke, Marada.“ Ich lächelte. Sie schien einen Moment überrascht, meine Stimme zu hören. Aber sie schien zu verstehen.

„Ich habe dich noch gar nicht gefragt, wie dein Name lautet. Wie heißt du, mein Kind?“

Ich erhob mich und sagte: „Emma.“

„Welch schöner Name.“ Marada blickte wieder an mir hinunter. „Ein schöner Name für eine schöne junge Frau.“ Ihre Worte trieben mir das

Blut in den Kopf. Mit Komplimenten konnte ich nicht gut umgehen. Ich hatte noch nicht viele zu hören bekommen in meinem Leben und die wenigen, die ich hörte, habe ich nicht geglaubt. Vermutlich, weil sie zu selten waren. Traurig sah ich auf mein bisheriges Leben. Es war eine Katastrophe. Vielleicht konnte ich hier neu beginnen. Ich hob den Blick und bemerkte, dass Marada mich aufmerksam musterte.

Dann ging sie zur Tür, zeigte auf eine polierte Kupferplatte und sagte weich: „Komm, sieh selbst.“

Ich ging langsam auf sie zu und betrachtete mich in dem polierten Metall. Das Feuer und die Platte ließen mein Gesicht golden leuchten. Alles Harte trat in den Schatten und übrig blieb ein klares Gesicht mit großen dunkelgrauen Augen, einer schmalen, geraden Nase und einem weichen himbeerfarbenen Mund. Meine Haare flossen mir wie Seide über die Schultern und betonten meinen zarten Hals und da geschah es. Zum ersten Mal in meinem Leben fand ich mich schön. Meine Augen begannen zu leuchten. Erstaunt sah ich zu Marada.

Sie wiederholte leise: „Ein schöner Name für eine schöne junge Frau.“

„Bist du eine Elfe?“, ertönte eine ehrfürchtige Stimme hinter mir.

„Nein, Gwendolin“, antwortete Marada für mich.

„Kommt, ihr beiden. Es ist Zeit für das Abendmahl.“ Kaum hatte es Marada ausgesprochen, knurrte mein Magen zustimmend. Ich trat hinter ihr aus dem Haus.

Die Sonne war inzwischen untergegangen. Daher konnte ich nicht sehen, wie es um mich herum aussah. Ich erkannte nur Schemen von anderen Gebäuden. Gwendolin schloss hinter mir die Tür. Dann glitt ihre kleine Hand vertrauensvoll in meine. Ich lächelte sie an und sie erwiderte meine Freude. Marada bog nach rechts ab. Wir folgten ihr. Es roch nach gebratenem Fleisch und frisch gebackenem Brot.

Dann hörte ich den Lärm, der aus dem größten Haus kam. Mir wurde mulmig zumute und ich zögerte nervös.

„Du musst keine Angst haben. Sie tun dir bestimmt nichts“, flüsterte Gwendolin neben mir. Ich nickte nur bestätigend. Dann gingen wir weiter. „Sei kein Frosch“, ermahnte ich mich. Ich beobachtete Gwendolin aus den Augenwinkeln und war überrascht, wie jung sie aussah. Sie konnte höchstens sechs Jahre alt sein. Wahrscheinlich eher fünf, korrigierte ich mich. Und dennoch war sie erstaunlich erwachsen für ihr Alter. Über diese Gedanken waren wir bei der großen Halle

angelangt. Marada sah mich an. „Lass mich reden und widersprich nicht, egal, was ich sage“, verlangte sie eindringlich. Ich nickte stumm. Dann stieß sie die Tür auf.

Im Zentrum der Halle wurde ein Wildschwein über dem Feuer geröstet. Darum herum standen viele flache Tische, so wie es sie im Orient noch in meiner Zeit gab. Sie waren in einem beinahe vollständigen Rechteck aneinandergeschoben um das Feuer aufgestellt, nur zur Tür hin fehlten zwei. Die Lücke diente als Durchgang. Vor jedem Tisch saß eine Person. Sie waren in fröhliche Gespräche vertieft. Ich versuchte sie zu zählen.

Es waren etwa fünfzig Menschen. Die Frauen trugen eine Bluse und einen bodenlangen, schmal geschnittenen Rock. Er wurde von einem Band in der Taille gehalten. Die Männer waren ähnlich gekleidet wie Egmont. Mein Blick schweifte auf der Suche nach ihm umher. Er saß an einem Tisch links von mir und starrte mich an. Beschämt senkte ich meinen Kopf.

„Komm, Kind. Ich werde dich vorstellen.“ Marada berührte mich leicht am linken Ärmel, als sie das sagte.

Ich nickte nur. Ich hatte verstanden und folgte ihr, als sie in weichen Bewegungen nach links ging, direkt zu Egmonts Tisch.

Unbehaglich sah ich auf Maradas zierlichen Rücken. Um mich herum war es schlagartig still geworden. Gwendolin verstärkte ihren Griff um meine Hand. Ich lächelte sie scheu an. Sie strahlte.

Marada bog um die Tische und lief nun an der schmalen Kante bis zur Mitte der Tafel. Dort erhoben sich eine Frau und ein Mann. Marada sagte leise etwas zu ihnen, das ich nicht verstehen konnte. Was immer es war, es brachte die beiden dazu, mich interessiert zu mustern. Der Mann sagte: „Nun, so sei es, Mutter.“

Ich war inzwischen an Egmonts Tisch angelangt. Der Mann hatte einen Vollbart und auch er hatte seine Haare zusammengebunden.

Doch waren sie zu einem Knoten auf dem Kopf aufgetürmt. Er war etwas größer als ich und deutlich fülliger als Egmont. Doch die Augenfarbe hatte Egmont von ihm geerbt. Blau strahlten sie mir entgegen, als er sagte: „Hailatju thik, Kind. Willkommen.“

Ich neigte leicht meinen Kopf zur Begrüßung.

„Ich bin Bernhard und das ist meine Frau Almudis“, stellte er sich und die Dame neben sich vor. Almudis trug das gleiche Kleid wie ich, nur war ihres rot. „Gut“, dachte ich, „rot kannten sie also.“

„Ich bin Emma“, sagte ich, seine Formel wiederholend.

„Willkommen Emma.“ Almudis Stimme war weich wie Honig und auch sie lächelte mich an. Ich fragte mich erstaunt, was Marada zu ihnen gesagt hatte. Ich neigte wieder meinen Kopf zum Dank und blickte mich nach Marada um, doch sie wandte sich schon an die Versammelten. „Hail.“

„Hailatju thik, Marada“, ertönte es aus allen Richtungen.

Sie wartete kurz. Dann fuhr sie fort: „Das ist Emma. Sie ist Nerthus' Antwort auf Egmonds Gebete.“ Die Versammelten steckten bei dieser Eröffnung ihre Köpfe zusammen und tuschelten. Eine junge Frau erhob sich hastig, stampfte wütend mit dem Fuß auf und verließ eilig die Halle. Hinter sich knallte sie die Tür zu. Ein kleiner Junge sah ihr traurig nach. Gwendolin löste ihre Hand aus meiner und rannte zu dem Jungen. Am liebsten wäre ich ihr gefolgt. Doch Marada war noch nicht fertig. „Sie wird Egmonds neue Frau.“ Ich bemühte mich, eine ausdruckslose Miene aufzusetzen.

Aber ich fürchte, dass man mir ansah, wie sehr mich das überraschte. Ich wollte gerade den Mund aufmachen, als Marada mir einen warnenden Blick zuwarf und kaum merklich mit dem Kopf schüttelte.

Das Blut wich aus meinem Gesicht. Ich musste weiß wie die Wand sein. Jemand nahm mich am

Ellenbogen. „Nicht umdrehen, geht es?“, flüsterte Egmont mir besorgt zu. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass er aufgestanden war. Ich blinzelte ein paar Mal hektisch, dann machte ich schwach ein bejahendes Geräusch. Derweil brach um uns herum Jubel aus. Bernhard nahm seinen Silberbecher in die Hand. Alle erhoben sich und taten es ihm gleich.

Dann dröhnte Bernhards tiefer Bass durch den Raum: „Wir weihen diesen Met den Asen und Vanen, der heiligen Mutter Erde und unseren Ahnen und denen, die da kommen werden. Auf Emma und Egmont. Heia.“

Alle erhoben ihre Becher, riefen „Heia!“ und tranken aus ihren Bechern. Als sie sich wieder setzten, führte Egmont mich zu dem Platz rechts neben sich. Ich ließ mich nieder. Er wartete, bis ich saß, dann tat er es mir gleich, wandte sich aber zur anderen Seite und knurrte Marada, deren Tisch sich links von seinem befand, zu: „Wir müssen reden.“

Sie sagte schlicht: „Und das werden wir, aber nicht jetzt.“

Ich war noch immer betäubt von dem Schlag, den mir die freundliche ältere Frau mit ihrer Ansprache versetzt hatte. Ich wollte nicht heiraten. Nicht mit zweiundzwanzig und ganz sicher nicht einen Wildfremden. Zumal ein Mann, den ich

dachte zu kennen, gerade versucht hatte, mich zu töten. Wie lange das wohl her war? Ich hatte keine Ahnung, wie lange es gedauert hatte, bis ich aufwachte.

„Iss!“, forderte Egmont mich auf und schob mir einen Teller mit Brot, Rüben und Fleisch hin. Ich schüttelte nur müde meinen Kopf, ohne ihn anzusehen. Ich konnte meinem Magen im Moment unmöglich Nahrung zumuten. Mir war, gelinde gesagt, speiübel. Wie war ich nur hierher geraten? Würde ich je wieder nach Hause kommen? Nicht, dass ich große Sehnsucht nach den Menschen dort hätte, allen voran Peter, hatten sie mir das Leben doch deutlich vergällt. Auch meinen Eltern hatte ich nichts recht machen können. Meine Studienwahl fanden sie völlig indiskutabel.

„Was willst du studieren, Indogermanistik?“

„Ja, und germanische Geschichte“, hatte ich geantwortet.

Da hatte mein Vater seine linke Augenbraue abschätzig hochgezogen und meinte nur: „Wie kann man denn damit Geld verdienen?“ Ich rollte wieder mit meinen Augen, als ich daran dachte. Klar, alles drehte sich immer nur ums Geld. Von Gottvertrauen hatten sie nicht viel gehalten. Als ich mich im Raum umsah, war ich plötzlich sehr erleichtert, dass ich mich an dieser Stelle durchgesetzt hatte. Zugegeben, das hier hatte ich nicht

ansatzweise ahnen können. Trotzdem war ich jetzt froh, hier zu sein. Ich beschloss, so viel wie möglich zu lernen und falls ich eines Tages in meine Welt zurückkehrte, würde ich das Gelernte weitergeben. Wie sich das wohl auf meinem Lebenslauf machte? Praktikum bei den Germanen - vom Jahr sowieso bis sowieso. Ich fragte mich, welches Jahr wir gerade hatten. Ob ich Egmont danach fragen konnte? Ich blickte auf und stellte fest, dass er mich missbilligend ansah. Ich wand mich von ihm ab. Nun ja, ich war ohnehin nicht so weit, solche Fragen auf germanisch zu formulieren. Schon gar nicht vor anderen.

„Wenn du dein Essen verschmähst, möchtest du dann wenigstens etwas trinken?“, fragte er mich. Er klang wütend. Ich wusste nur nicht, was ich getan hatte. Ich sah ihn fragend an. Er zeigte auf den Becher, der vor mir stand. Ich streckte meine Hand danach aus und zog ihn zu mir heran. Ich schnupperte vorsichtig. Das roch eindeutig vergoren. Vermutlich war es Bier. Erleichtert trank ich einen Schluck. Ich hatte gelesen, dass die Germanen in das Wasser-Honig-Gemisch spuckten, um Met herzustellen. Das hatte irgendetwas damit zu tun, dass die Enzyme im Speichel bei der Umwandlung als Katalysator fungierten. Ich schüttelte mich.

„Schmeckt es dir nicht?“, fragte Egmont.

Ich fuhr zusammen und sah ihn wieder an. Er durchbohrte mich mit seinem Blick, als ob er so eine Antwort bekommen würde. Ich musste besser auf meine Gedanken achten. Meine Oma hat mich stets liebevoll damit aufgezogen, dass man mir jeden einzelnen vom Gesicht ablesen konnte. Sie vermisste ich. Sie und meinen Opa. Aber das tat ich auch schon in meiner Zeit. Sie waren schon vor einigen Jahren gestorben. Ich seufzte sehnüchtig und trank noch einen Schluck. Das Bier schmeckte erstaunlich süß und nach Kräutern. Ob sie Honig hineingemischt hatten? Ich sah Egmont an. Er wartete auf irgendetwas. Er hatte mich etwas gefragt. Was war das noch? Ob es mir schmeckte.

Ich nickte. „Schmeckt.“ wiederholte ich ihn.

„Iss etwas, die Nacht ist lang.“

Ich sah wieder auf den Teller vor mir. Mein Magen hatte sich etwas beruhigt. Ich brach ein Stück Brot ab und schob es mir in den Mund. Es schmeckte wie frisches Roggenbrot. Das war gut. Mein Magen war scheinbar auch einverstanden, daher schluckte ich es hinunter.

Dann wollte ich ein Stück Fleisch probieren. Ich sah mich auf dem Tisch um. Es gab kein Messer. Ratlos sah ich Egmont zu. Er beobachtete mich nach wie vor. Ich machte eine Schnittbewegung über meinem Fleisch und sah ihn fragend an.

Egmont verstand sofort: „Besitzt du kein Messer?“

Ich schüttelte den Kopf und wurde rot wegen der Lüge. Genau genommen besaß ich ein Schweizer Taschenmesser, aber das würde ich hier lieber nicht zeigen wollen. Es lag ganz unten in meinem Rucksack.

Egmont hielt mir sein Messer hin. Es hatte einen Horngriff und eine polierte Eisenklinge. Zum Essen war es eigentlich viel zu groß. Ich starrte es einen Moment an, nahm es dann entgegen und bemühte mich, mein Fleisch damit zu teilen. Drei effektive Schnitte in die eine Richtung und drei senkrechte dazu.

Dann gab ich ihm das Messer mit dem Griff voran zurück. Er starrte mich aus schmalen Augen an, als würde er sich besorgt fragen, ob ich gefährlich war. Ich zwang mich, ihn beruhigend anzulächeln. Er wandte sich schnell ab. Ich hatte keine Idee, was das zu bedeuten hatte. Mal war er freundlich, mal abweisend. Natürlich nahm ich mir das zu Herzen. Ich würde die ganze Nacht wach liegen und mich fragen, was dieser oder jener Blick zu bedeuten hatte. Ich seufzte ergeben und aß meinen Teller langsam leer. Inzwischen war alles kalt. Es schmeckte trotzdem noch gut. Auch die Rüben passten zum Fleisch, welches sie mit Rosmarin verfeinert hatten. Je später es

wurde, umso ausgelassener wurden die Männer. Marada kam bald zu mir und berührte mich an der Schulter. „Komm, Kind, wir ziehen uns zurück.“

Ich sah, dass auch Almudis und die anderen Frauen sich erhoben hatten. Gwendolin kam zu mir gelaufen. Den kleinen Jungen zog sie hinter sich her. Bei mir angekommen, sagte sie fröhlich: „Das ist Landogar, mein Bruder.“ Er versteckte sich halb hinter Gwendolin und nuckelte an seinem Daumen. Da er deutlich kleiner war als seine Schwester, schätzte ich ihn auf etwa drei Jahre. Er hatte das gleiche hellblonde Haar wie sie und sah mich ehrfürchtig aus großen hellblauen Augen an.

Ich hockte mich hin. Dann reichte ich ihm meine linke Hand. „Hailatju thik, Landogar“, sagte ich freundlich.

Da er einen Moment zögerte, meinte Gwendolin: „Sie ist gut. Du kannst ihr ruhig deine Hand geben.“

Ich sah Gwendolin verwundert an. Sie kannte mich doch kaum, woher wollte sie das wissen?

Da schob sich eine kleine klebrige Kinderhand in meine. Landogar war offenbar zu dem Schluss gekommen, dass er es versuchen wollte. Ich freute mich sehr darüber. Ich mochte Kinder. Sie waren immer ehrlich und taktierten nicht. Wenn sie dich

mochten, zeigten sie es dir genauso unverblümt wie ihr Missfallen, sollten sie dich verabscheuen.

Ich erhob mich wieder und hielt Gwendolin meine andere Hand hin, die sie sofort ergriff. Ich sah zu Marada, um ihr zu folgen, aber sie blickte gerade zu Egmont zurück. Ich folgte ihrem Blick und zuckte zusammen. Er starrte mich wütend an. Ich schnappte nach Luft. Marada meinte jedoch ungerührt: „Komm, Emma. Lass uns zurückgehen.“

Die Nacht war sternenklar und es lag kühler Winterduft in der Luft. Ich fröstelte. Als wir wieder in das Haus von Egmont kamen, war das Feuer schon heruntergebrannt. Marada holte einige Holzscheite aus einer Kiepe und legte sie nach. Dann wuschen wir den Kindern Hände und Gesicht, kämmten ihre Haare aus und legten sie auf das Lager ganz links. Ich hörte erstaunt, dass jetzt auch Tiere im angrenzenden Raum standen. Sie verhielten sich jedoch ruhig und scharrten nur hin und wieder mit ihren Hufen.

Ich flocht meine Haare und Marada reichte mir ein blaues Haarband, mit dem ich den Zopf verknotete. Ich hatte ein dringendes Bedürfnis, hatte aber keine Ahnung, wo man hier zur Toilette ging, oder ob ihnen Latrinen überhaupt bereits bekannt waren.

Marada besah sich meine Zappelei und nannte mir die Lösung: „Hinter dem Haus, etwas abseits, findest du eine Latrine.“ Vielsagend hielt sie mir Blätter hin.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich nahm mein Cape vom Lager, griff mir die Blätter und verschwand erleichtert in die kühle Dunkelheit.

Als Emma wieder am Haus ankam, hörte sie Egmont aufgebracht sagen: „Aber das ist nicht Bertrun.“

Marada antwortete ihm ruhig: „Nein, das ist sie nicht, aber sie ist deine zweite Gelegenheit. Die bekommen nicht viele.“

„Ich will Bertrun zurückhaben, nicht dieses magere, farblose Geschöpf.“

Marada wurde energischer: „In ihrer Güte hat Nerthus selbst sie dir gesandt. Willst du an ihrer Weisheit zweifeln?“

Sie wartete vergebens auf seine Antwort und fuhr dann sanfter fort: „Egmont, Bertrun ist vor drei Lenzen von uns gegangen. Nicht einmal Nerthus kann sie dir zurückbringen.“

Egmont schwieg.

„Emma hat ein gutes Herz. Sie verdient deine Liebe und Achtung. Du kannst das nicht erkennen, wenn du sie immerzu vergleichst.“

Egmont biss seine Zähne zusammen: „Sie ist keineswegs vollkommen.“

„Das war Bertrun auch nicht.“

Egmont schnappte empört nach Luft.

Doch bevor er etwas erwidern konnte, fuhr Marada beschwichtigend fort: „Egmont, es geht

nicht darum, Bertrun zu verleumden. Kein Mensch ist vollkommen.“

Egmont seufzte vielsagend.

„Emma ist Nerthus Segen und ihre Gabe an dich. Wer bist du, dich der Göttin zu widersetzen? Außerdem ist sie unser Gast, also behandle sie auch so!“

Da fauchte er Marada erbost an: „Hättest du klar gesehen, wäre sie jetzt nicht unser Gast!“

„Du hättest sie also lieber dort draußen allein gelassen, als sie hier zu haben? Das kannst du nicht ernst meinen.“

„Doch. Meinethalben kann sie dort draußen sterben.“

Ich taumelte geschockt zurück, drehte mich um und floh. Weg, bloß weg wollte ich von seiner Wut, seinem Hass. Ich rannte aus dem Dorf. Der Wind kühlte die Tränenspuren in meinem glühenden Gesicht. Ich sah nicht zurück. Einmal fiel ich und schürfte mir die Handflächen auf. Ich merkte es nicht einmal richtig. Es brannte nur ein bisschen. In meiner Brust loderte so viel stärker die Verzweiflung darüber, dass mich auf der Erde niemand wollte, zu keiner Zeit. Ich sah nicht, wohin ich rannte. Ich folgte einfach dem Weg unter meinen Füßen. Bäume flogen an mir vorbei. Irgendwo heulte ein Wolf.

Doch es war mir egal. Sollte er mich doch fressen, dann hat dieser Schmerz endlich ein Ende. Ich wollte nicht mehr leben. Ich wusste nicht wofür. Leben ohne andere Menschen war ohnehin sinnlos. Irgendwann fiel ich wieder. Diesmal blieb ich liegen, wo ich war. Sollten die Wölfe doch kommen. Mir war es gleich. Meine Hände bluteten. „Umso besser“, dachte ich. Dann können sie mich schneller finden. Wäre ich doch bloß die Elfe, die Gwendolin in mir gesehen hatte. Dann würde ich mich jetzt in Luft auflösen. Sie würden schon sehen, was sie davon hatten.

Aber ich löste mich nicht in Luft auf. Ich fror und ich tobte und dann weinte ich. Nur eins tat ich nicht, mich auflösen.

Stattdessen musste ich eingeschlafen sein. Etwas schnüffelte an mir herum. Ich ignorierte es gleichgültig, bis ein Hund direkt neben mir kläffte. Ich erschrak mich bis ins Mark. Wo kam hier ein Hund her? Der Hund kläffte wieder. Oder war ich wieder in meiner Zeit? Aber da würde ich jetzt nicht mehr leben. Meine Hände standen in Flammen.

Doch bevor ich nachsehen konnte, drehte mich jemand um. Ich sah in das erleichterte Gesicht von Bernhard. „Emma! Den Göttern sei Dank.“ Da betrachtete er mich genauer und zog besorgt seine Stirn kraus. Ich musste furchtbar aussehen. Total

verheult und mit tiefen Augenringen. Wenigstens sah Egmont mich nicht so, dachte ich, nur um mich im nächsten Augenblick dafür zu schelten. „Was interessiert dich Egmont, er hasst dich?!“ Trotzdem wurde ich nervös, als Bernhard nach ihm rief: „Egmont, hier. Ich habe sie gefunden.“ Ich wusste, dass mir egal sein sollte, was ein Wildfremder von mir denkt. Zumal einer, der mich offenbar verabscheute.

Aber so war ich einfach nicht gestrickt. Ich machte mir permanent Gedanken, was Menschen von mir hielten. Neben meinem übermäßigen Mitgefühl war das mein größter Fehler. Manche würden vielleicht denken, dass Mitgefühl eine gute Eigenschaft war, die einen menschlich machte. Über diese Märchen war ich hinweggekommen. Menschen nutzen mitfühlende Leute nämlich andauernd aus.

Zumindest war das bei mir so. Nur wenn ich jemanden brauchte, der mir zur Seite stand, war keiner von ihnen für mich da.

Ich spürte die Erschütterung unter mir und wie sie sich auf mich übertrug. Das konnte einfach nicht sein. „Nicht auch noch Pferde“, dachte ich entsetzt.

Kurz vor mir hielten sie an. Jemand sprang auf den Boden. Ich drehte meinen Kopf in die Richtung. Egmont sah nur einen Moment erschrocken

und dann sehr wütend aus. Ich senkte nervös meinen Blick.

„Kannst du aufstehen?“ Bernhard sah mir fragend ins Gesicht.

Ich vermutete, dass ich das schaffen würde, daher nickte ich. Dann drehte ich mich auf die Knie, setzte erst einen Fuß auf und schob mich hoch. Die ganze Zeit war ich sorgsam darauf bedacht, meine Handinnenflächen nicht zu berühren.

„Du bringst sie in meine Halle, sobald sie sich gesäubert hat.“ Ich sah auf, um zu sehen, wen Bernhard so harsch anwies.

Es war Egmont, wer sonst. „Ja, Vater!“, presste er zwischen seinen Zähnen hervor.

Ich stöhnte auf, als seine Wut mich förmlich überspülte. Er musste mich so sehr hassen. Er wollte mich nicht. Da war er nicht der Erste. Aber er kannte mich doch gar nicht.

Bernhard stieg auf sein Pferd. Es hatte schönes dunkelbraunes Fell und wackelte freudig mit den Ohren. Aber es war deutlich kleiner als die Pferde, die ich bisher gesehen hatte.

Doch bevor ich es mir näher anschauen konnte, ritten Bernhard und die anderen Männer zum Dorf zurück. Ich sah ihnen sehnsüchtig nach. Sie waren meine einzige Garantie, dass Egmont sich höflich benehmen würde.

„Nun denn, auf ein Neues.“

Ich sah ihn verständnislos an.

„Du sollst auf das Pferd steigen“, sagte er genervt. Ich schüttelte wie wild meinen Kopf. Ganz sicher würde ich nicht freiwillig auf ein Pferd steigen. Halb bewusstlos bekam man mich vielleicht da hinauf, aber nicht, wenn ich bei Sinnen war. Egmont rollte mit den Augen. Er dachte kurz darüber nach. Dann kam er mit großen Schritten auf mich zu.

Ich duckte mich und hielt meine Hände über den Kopf, um mich vor dem unvermeidlichen Schlag zu schützen.

Der Schlag blieb aus. Egmont berührte mich nicht einmal. Er war zwei Meter vor mir erstarrt. „Emma?“, fragte er leise.

Ich sah vorsichtig unter meinen Armen hindurch. Er hatte seinen Kopf schräg gelegt und sah mich verwirrt an.

„Hast du Angst?“

Ich nickte wahrheitsgemäß.

„Vor mir?“, er sah völlig entgeistert aus.

Ich presste meine Lippen unschlüssig zusammen. Was sollte ich ihm sagen? Wie konnte ich ihm erklären, dass ich Wunden hatte, die mit ihm nichts zu tun hatten, die aber noch so frisch waren, dass ich nicht souverän mit seiner Wut umgehen konnte? Und all das nur mit einem

Nicken oder Kopfschütteln? Ich schnaubte frustriert.

„Emma, wurdest du schon einmal geschlagen?“

Ich nickte leicht und sah beschämt weg.

Egmont ging langsam auf mich zu: „Ich schwöre, dass ich meine Hand niemals gegen dich erheben wollte. Ich wollte dich nur auf mein Pferd setzen.“

Ich sah zu seinem Schimmel und schüttelte wieder den Kopf. Kein Wort kam über meine Lippen. Denn es wäre deutsch gewesen. Ich konnte mir lebhaft ausmalen, was sie mit Menschen machten, die so fremd sprachen. Mir die Tür zu weisen, war noch das Harmloseste, was mir in den Sinn kam.

„Du hast Angst vor Donar?“, riet er.

Ich nickte.

Egmont schien völlig erstaunt zu sein, wie jemand Angst vor seinem Pferd haben konnte. „Na gut, dann laufen wir. Aber es ist ziemlich weit“, warnte er mich.

Er pfiff und ein großer Hund kam auf uns zugerannt. Er sah aus wie eine Mischung aus Bernhardiner und Collie. Sein Fell war cremegelb, nur seine Schnauze war von dunkelgrauem Fell umrahmt. Er kam zu uns und schnüffelte interessiert an meinen Händen. Der Hund ging mir bis zum Oberschenkel. Er schmiegte sich an mein Bein und drängelte dabei so sehr, dass er mich bei-

nahe umwarf. Ich kraulte ihn mit den Fingerspitzen hinter den weichen Ohren.

„Ich sollte ihn dressieren, dass er dich trägt. Vor ihm scheinst du zumindest keine Furcht zu empfinden.“ Egmont klang belustigt, doch er sah nachdenklich aus, als würde sich eine Idee in ihm formen, wie er mich überzeugen könnte, Donar ebenfalls zu mögen.

„Lass uns gehen.“

Als wir endlich wieder im Dorf ankamen, war es später Nachmittag. Ich war völlig erschöpft, im Gegensatz zu Egmont. Er sah noch genauso wach aus wie am Morgen, als sie mich gefunden hatten.

„Geh in mein Haus, ich bringe Donar in den Stall und bin gleich bei dir.“ Ratlos sah ich mich im Dorf um. Es gab zwölf Langhäuser, sechs standen rechts und sechs links vom Weg.

Doch welches davon Egmonts war, wusste ich nicht. Ich versuchte mich daran zu erinnern, wie es aussah oder ob mir irgendetwas Besonderes daran aufgefallen war. Ich drehte mich nach Egmont um, konnte ihn allerdings nicht mehr sehen. Die Menschen um mich herum begannen mich offen zu mustern. Als ich es nicht mehr aushielt, lief ich auf das erstbeste Haus zu und klopfte an die Tür.

„Herein“, sagte eine tiefe Stimme. Langsam schob ich die Tür auf und fand mich einem Mus-

kelmann gegenüber. Um ihn herum tollten drei Kinder. Zwei Babys schliefen in einer Wiege. Unter schwarzen Locken schauten mich kluge, smaragdgrüne Augen fragend an. Dann erkannte er mich. „Hailatju thik, Emma, seid ihr endlich angekommen?“

Ich nickte und antwortete „Hailatju thik, ...“. Doch da ich seinen Namen nicht kannte, stockte ich verlegen mitten in der Begrüßung.

„Mein Name ist Albin“, half er mir aus.

„Hailatju thik, Albin.“

Ich überlegte gerade fieberhaft, wie ich Albin nach Egmonts Haus fragen könnte, als die Tür so schwungvoll aufgestoßen wurde, dass die Kinder mitten in ihrem Spiel erstarrten.

„Bei allen Göttern, Emma, kannst du nicht einmal tun, was man dir sagt?“, polterte Egmont.

Mich erschreckte er damit, aber Albin lachte nur: „Hailatju thik, Egmont.“

„Hailatju thik, Albin.“ Egmont grinste ertappt und kratzte sich verlegen am Kopf. Ich hatte den Eindruck, dass mir etwas Wichtiges entging. Ich sah erstaunt von einem zum anderen. Doch sie hatten nicht vor mich einzuweihen.

„Nun komm, Emma“, sagte Egmont wesentlich milder gestimmt. Ich mochte Albin.

Er zwinkerte mir verschwörerisch zu. Ich machte auf dem Absatz kehrt und lief eilig hinter Egmont

her. Hätte ich gewusst, dass mir daraus einmal ein Strick gedreht werden würde, wäre ich wie angewurzelt dort stehen geblieben, wo Egmont mich zuerst hatte stehen lassen.

Doch so lief ich unbeschwert Egmont zu seinem Haus hinterher.

Er hatte zuvor schon das Dreibein über das Feuer gehängt, das gerade Wasser erwärmte, als ich durch die Tür trat.

„Leg deinen Mantel ab und setz dich!“, er zeigte auf mein Lager. Dann holte er einen flachen Tisch von der Wand und stellte ihn an das Fußende. Eine Schüssel stellte er darauf, und nachdem er das Wasser geprüft hatte, goss er die Schüssel voll.

„Leg dich auf den Bauch und hänge deine Hände hier hinein.“

Mir war absolut klar, was mir bevorstand. Ich ahnte zumindest, dass es schlimm werden würde.

Aber es war schlimmer als ich mir vorgestellt hatte. Ich zischte, um den Schmerz in Schach zu halten, als das warme Wasser den Schorf aufweichte. Es färbte sich grau-rot, als der Dreck und das eingetrocknete Blut sich lösten. Während er Holz nachlegte und nach den Tieren sah, beobachtete ich ihn. Er lief wie eine Katze, auf leisen Sohlen, und doch war jeder Schritt so voller Kraft, dass ich mich völlig davon gefangen nehmen ließ.

Nachdem er alles für den Abend vorbereitet hatte, kam er wieder zu mir.

„Zeig mir deine Hände“, verlangte er.

Ich hob sie aus dem Wasser und drehte meine Handflächen nach oben. Egmont trocknete sie mir mit einem hellgrauen Leinentuch vorsichtig ab.

Danach betrachtete er sie sorgfältig. „Es scheint aller Schmutz raus zu sein.“, er holte einen kleinen Tontopf mit einer weißen Paste vom Regal und verteilte etwas davon auf meinen Händen. Die Salbe roch nach Arnika und kühlte meine Haut angenehm. Dann wickelte er saubere Leinenstreifen um meine Handflächen.

„Du kannst aufstehen.“

„Danke“, sagte ich leise. Ich hoffte, dass es das richtige Wort für seine Zeit war.

„Gerne.“, er musterte mich. „Um dein Kleid ist es wahrhaftig schade.“

Ich sah an mir hinab. An den Knien zeichneten sich dunkle Flecken ab. Ich versuchte gar nicht erst, etwas mit Abklopfen zu verbessern, das würden mir meine Hände übel nehmen. Wir gingen so zu Bernhard, wie wir waren.

Sein Haus stand neben der großen Halle. Es war kleiner, aber wesentlich geräumiger als Egmonts Heim.

Bernhard, Almudis und Marada standen im Raum und sahen uns erwartungsvoll an.

„Hail“, grüßte Egmont sie.

„Hail“, sagte auch ich.

„Hail“, erwiderten die anderen.

Bernhard wandte sich mir zu. „Du sprichst unsere Sprache nicht, aber du kannst uns verstehen. Ist das richtig?“

Ich nickte. Vielleicht könnte ich auch sprechen, wenn ich mehr Informationen darüber hätte, wo und vor allem in welcher Zeit ich mich befand, aber bisher konnte ich die Sprache nicht eindeutig zuordnen.

„Bist du eine Römerin?“

Ich schüttelte entsetzt den Kopf. Himmel, wie kam er nur darauf?

„Sprichst du Latein?“

Ich sagte: „Ein wenig.“ auf Altlatein und hoffte, dass ich in der richtigen Zeit gelandet war.

„Bis du hier, um uns auszuhorchen?“, fragte Bernhard. Aber er klang nicht so, als würde er das wirklich glauben.

„Nein.“, automatisch schüttelte ich wieder meinen Kopf.

„Wo kommst du her?“

„Ich weiß es nicht.“

Bernhard sah mich ungläubig an. Doch Almudis flüsterte ihm etwas ins Ohr, was ihm plausibel erschien. Die Falten auf seiner Stirn glätteten sich.

„Wie bist du zu uns gelangt?“

Wenn ich das genau wüsste. Ich dachte daran, was ich als Letztes getan hatte, bevor ich hier aufgewacht war. Ich hatte den Grabstein berührt. Konnte das die Erklärung sein? Soweit ich wusste, waren Germanen sehr abergläubisch.

Aber würden sie das glauben? Mir blieb nichts anderes übrig, als es mit der Wahrheit zu versuchen, wie ich sie sah. „Ich berührte einen Stein.“ Bernhard wandte sich mit fragendem Blick an Marada. Diese nickte nur bestätigend. Sie schienen sich vorher über etwas verständigt zu haben, was sich jetzt zu bewahrheiten schien. Ob er sich damit zufriedengeben würde?

Ihm entglitten die Gesichtszüge, er fasste sich aber so schnell wieder, dass ich dachte, ich hätte mir das nur eingebildet.

„Solange wir nicht sicher wissen, wer sie ist, wirst du sie bewachen“, ordnete er an.

Egmont stöhnte unwillig.

„Du hast sie hierher gebracht, nun zeige dich verantwortlich!“, ermahnte Bernhard ihn.

„Gut, Vater.“ Egmont sah zornig zu mir, während er das sagte.

„Lasst uns in die Halle gehen und speisen“, forderte uns Almudis auf.

Als sie alle uns voraus zur Halle gingen, nutzte Egmont die Gelegenheit, mir ins Ohr zu zischen: „Du musstest ja unbedingt davonlaufen.“ Seine

Stimme löste ein warnendes Prickeln auf meiner Kopfhaut aus. Dass er jetzt mein Babysitter war, würde ich sicher jeden kommenden Tag büßen.

Ich machte zwei Schritte nach links, um Raum zwischen uns zu bringen. Er funkelte mich böse an und überbrückte den Abstand zwischen uns mit nur einem Schritt. Dann umschloss seine Hand meinen rechten Ellenbogen. Die Stelle wurde plötzlich so heiß, dass ich dachte, seine Hand steht in Flammen. Er dirigierte mich am Ellenbogen in die Halle. Gwendolin rief meinen Namen und winkte mir erfreut zu. Dann zog sie ihren kleinen Bruder am Ärmel und zeigte auf mich. Sein Gesicht leuchtete, als er zu mir sah. Dann winkte auch er. Ich hob meine Hand und grüßte die beiden zurück.

Wenigstens zwei, die mich mochten, dachte ich. Da schob Egmont mich schon weiter und ließ mich erst an meinem Platz wieder los.

An diesem Abend gab es Gerstenbrei und Käse. Ich war froh darüber. Ich hätte an diesem Abend kein Messer halten können. Die Sorge über Egmonts Wut lag mir schwer im Magen, daher war ich nach wenigen Löffeln schon pappsatt. Ich nutzte die Zeit, mich ein wenig umzusehen. Es ging laut und ausgelassen zu. Ich sah an meiner Tischreihe entlang. Links von mir saß Egmont, daneben Marada, Bernhard und Almudis. Neben

ihr wiederum saß ein Mann, der Egmont zum Verwechseln ähnlich sah sowie eine schwangere junge Frau. Sie hob den Blick, als ich sie musterte, und lächelte mich warm an. Ich konnte mich nicht erinnern, ihr vorgestellt worden zu sein. Ich fühlte mich augenblicklich wohler.

Rechts von mir saß Albin, neben ihm eine Frau, die Ähnlichkeit mit Almudis hatte. Ich vermutete, dass sie ihre Tochter sein könnte. Neben ihr saßen die drei Kinder, die ich vom Nachmittag kannte.

Zwischendurch sah ich mehrfach zu Egmont, aber er ignorierte mich den Abend über.

Als nach und nach Frauen und Kinder die Halle verließen und ich Anstalten machte, mich ebenfalls zu erheben, legte er seine Hand so plötzlich auf meinen Arm, dass ich mir sicher war, dass er mich nicht eine Sekunde aus den Augen gelassen hatte.

Er fragte mich trocken: „Was glaubst du, wo du jetzt hingehst?“

Ich sah auf die beiden Kinder und sagte nur: „Gwendolin und Landogar.“ Ich hoffte, dass er verstand, dass ich sie gern ins Bett bringen wollte.

„Das macht Kunella, wie immer“, beschied er mir unwirsch.

Es fühlte sich an wie ein wohlplatzierter Schlag in meine Magengrube. Ich sah schnell zu Boden,

dass er sich nicht noch an meiner Enttäuschung weiden konnte.

Doch das hämische Lachen kam vom anderen Ende der Tafel. Es war die junge Frau, die am Vorabend die Halle übereilt verlassen hatte, die sich so unverhohlen ihrem Triumph hingab.